

[Jena, Thüringen;
1945–1947]

Margrit Novak

Entbehrungen

Als ich ein Jahr alt war, wurde mein Vater an die Ostfront eingezogen. Er kehrte nur zu kurzen Urlauben zu seiner Familie zurück, später überhaupt nicht mehr. Ich war jetzt Halbwaise. Meine Mutter mußte sich allein mit Kind durchs Leben schlagen. Zum Glück fand sie in den Zeiss-Werken Arbeit.

Meine Erinnerungen an die Zeit nach Kriegsende sind eng verbunden mit einschneidenden Veränderungen und zahlreichen Entbehrungen. Die eigene Wohnung mußten wir aufgeben und zu den Eltern meiner Mutter ziehen.

Der Generationenkonflikt war vorprogrammiert. Es hieß jetzt, sich ein- und unterzuordnen. Eine Dominanz, wie sie manche Kinder heutzutage in der Familie durchsetzen, war damals undenkbar.

Mangel machte sich vor allem im Nahrungsbereich bemerkbar, natürlich auch in vielen anderen Dingen des täglichen Lebens. Nicht entbehren mußte ich jedoch in jenen Jahren die Fürsorge und Geborgenheit, die Mutter mir gab. Diese Gefühle habe ich nie wieder so intensiv erfahren.

Durch die Berufstätigkeit meiner Mutter war ich Kindergartenkind. Bei Wind und Wetter, ob ich wollte oder nicht, mußte ich den Weg in die Kindereinrichtung antreten. Oftmals schon morgens um fünf Uhr, je nachdem, welche Schicht Mutter hatte. Im Magen hatte ich für damalige Verhältnisse

ein köstliches Frühstück: Eingebrocktes, wie es im Nachkriegsdeutsch hieß. Es bestand aus heißem, schwarzem Malzkaffee, dem „Muckefuck“, in ihn kam in Würfel geschnittenes Brot mit etwas klarem Zucker darüber.

Bei hohen Minusgraden flossen auf dem Weg oft Tränen, und mein kindlicher Bock machte Mutter das Leben zusätzlich schwer. Im Herbst und Winter hatten wir täglich eine Kohle und ein Stück Holz in der Tasche, das war die Garantie dafür, daß der Kachelofen im Kindergarten geheizt werden konnte. An diesen riesengroßen Ofen mit seiner Warmhalteröhre habe ich die schönsten Erinnerungen.

Er stand im großen Aufenthalts-, Spiel- und Speiseraum. Vor allem nach unseren Spaziergängen und Spielaufenthalten im Freien spürten wir dankbar seine wohlige Wärme. Er erwärmte nicht nur den Körper, sondern strahlte bis in die Seele hinein. Wenn Stromsperre war, fühlten wir uns beim Kerzenschein in seiner Nähe geborgen.

Der Ofen diente auch zur Verflüssigung von alten Kerzenresten, aus denen in Gemeinschaftsarbeit wieder neue Kerzen gegossen wurden. Die in seiner Röhre brutzelnden Bratäpfel verbreiteten einen köstlichen Duft, und wir konnten kaum die Zeit erwarten, sie zu essen. So wurde uns das verhaßte Mittagmahl in Form dickgekochter großer Graupen, zwar sättigend, aber für Kinder nicht gerade eine Delikatesse, verschönt. In Erwartung der Bratapfelköstlichkeiten söhnte man sich sogar mit dem riesengroßen Löffel Lebertran aus, der zum Tag gehörte wie die Luft zum Atmen.

Irgendwie vermittelte der große Kachelofen die Gewißheit, daß es morgen wieder so sein würde, denn schließlich hatten auch meine Kohle und mein Stück Holz mitgeholfen, diese Behaglichkeit herzustellen.

In der Gemeinschaft dieses Hauses bereitete ich mich auf den ersten Schultag vor, der meine vertrauten Lebensgewohnheiten erneut veränderte. Der Tagesrhythmus war jetzt voll auf die Schule abgestimmt. Das zweite Frühstück wurde

durch die Schulspeisung ersetzt, die aus grobem, schwarzem Brot mit Wurst bestand, die wir fast nicht mehr kannten. Der liebe Gott allein wußte, was in der Wurst war!

Etliche Kinder konnten sie gar nicht richtig schätzen, denn ihr Geschmack war auf selbstgemachte Fette – Grieß mit Majoran und Gewürzen – und vor allem auf Marmelade eingestimmt. Aufgrund dessen setzte während der Pausen ein lebhaftes „Getuckel“ ein: Wurst gegen Marmelade oder umgekehrt.



*Mutter brachte
das Kunststück
fertig, daß ich
nie ohne Schube
und immer
ordentlich ge-
kleidet zur
Schule geben
konnte.*

Die Schulspeisung kostete zwar nichts, war aber trotzdem nicht ganz umsonst. Vor allem im Herbst galt es, sie durch eifriges Sammeln von Eicheln und Kastanien zu verdienen.

Dies wiederum bedeutete noch früheres Aufstehen als gewöhnlich, denn unter jedem dieser Bäume lauerte „der Feind“ in Gestalt von mindestens zehn Kindern, die alle die gleiche Absicht hatten. Es wurden regelrechte Kämpfe ausgefochten, die zwar unblutig verliefen, aber das Vokabular jedes Beteiligten ungeheuer bereicherten.

Die Schule war auf eine so einfache Art wie der Kindergarten nicht zu beheizen. Dort hatte man entweder drei Mäntel übereinander an oder man fror entsetzlich. Vor allem an den Füßen, denn diese steckten im allgemeinen in Schuhen aus Igelit oder in Kunstlederschuhen, die auf Bezugsschein erworben und für alles geeignet waren, nur nicht zum Wärmen von Füßen oder um kindlichen Vergnügungen wie dem Waten durch Pfützen zu widerstehen. Zu Hause gab es deshalb Ärger. Nur, wenn Mutter weinte, weil kein Geld für neue Schuhe vorhanden war oder weil es einfach keine gab, dann machte mich das schon nachdenklich und auch traurig. Ich schämte mich.

Wie es Mutter dennoch fertigbrachte, daß ich nie ohne Schuhe und immer ordentlich gekleidet zur Schule ging, ist mir ein Rätsel geblieben. Eine Antwort könnte ihre alte Nähmaschine geben, die ich heute noch besitze und in Ehren halte. Vor allem aber waren es Mutters unermüdlicher Fleiß, ihre Güte und Bescheidenheit, die es ermöglichten, die entbehrungsreichen Jahre zu überstehen.

(Weitere ZEITGUT-Beiträge dieser Autorin sind im Autorenverzeichnis am Ende des Buches vermerkt.)